



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

denn ich liebe jedes so, als wenn es mein einziges wäre, und wenn man sie einmal hat, will man sie auch behalten.

Dann bitte ich aber wirklich tausendmal um Verzeihung! stammelte der Storch hoch erfreut und machte seine tiefste, ehrerbietigste Verbeugung. Und nun empfehle ich mich!

Damit wollte er zum Fenster hinaus, kehrte aber noch einmal um und holte aus seiner Tracttasche eine große Zuckertüte, die er den Kindern mitgebracht hatte. Die legte er auf die Wiege des kleinen Mädchens, sah noch einmal mit gerührten Blicken die Mutter an und sagte dann: So schwer es mir wird, gnädige Frau, aber besser ist's: auf Nimmerwiedersehen!

Dann schwang er sich hinaus und war bald verschwunden.

Am Abend hielt er seinen Vortrag im Antimalthufianerverein, und da er die ganze wissenschaftliche Storchenvwelt durch seine Mitteilungen bedeutend aufklärte und bereicherte, so erhielt er den Orden pour la nourriture und wurde zum Professor der Goetheforschung in Ägypten und gleichzeitig zum kaiserlich türkischen Hoflieferanten ernannt.

Im nächsten Jahre aber brachte er dem jungen Ehepaar, das durch seine Berstreutheit so lange hatte warten müssen, gleich ein Pärchen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Schluß der parlamentarischen Winterkampagne. Das Reichstagsjubiläum hat den mittelparteilichen Blättern wieder einmal Anlaß gegeben, ihre bekannten Klagelieder über den „Niedergang“ des Reichstags anzustimmen, und in dem Streben, die Lage so gefährlich wie möglich darzustellen, ist man vor der Lächerlichkeit nicht zurückgeschreckt, Liebers harmlosen Schuldentilgungsantrag als ein mit diabolischer Arglist zum Umsturz des Reichs ersonnenes Attentat darzustellen. Wollten die Herren „Nationalen“ bei der Gelegenheit etwas nützliches thun, so hätten sie, anstatt ihre langweiligen Jeremiaden zu wiederholen, einmal ein öffentliches Sündenbekenntnis ablegen und dadurch eine Bürgschaft für ihre zukünftige Besserung gewährleisten müssen. Sie hätten da unter anderm sagen können: Wir haben durch den Kulturkampf das Zentrum, durch das Sozialistengesetz die Sozialdemokratie großgezogen und durch die Befürwortung von Freiheitsbeschränkungen aller Art uns die Massen noch weiter entfremdet. Die Parteibezeichnungen liberal und konservativ haben ja keinen Inhalt mehr; die Parteibildung beruht auf einer Reihe von Gegensätzen, deren wichtigste außer den konfessionellen und dem zwischen Deutschen und Polen die zwischen Absolutismus und individueller Freiheit, zwischen ständischen oder Klassenvorrechten und Gleichberechtigung und eine Menge von wirtschaftlichen sind. Diese Gegensätze können sich nun in mannichfaltiger Weise kreuzen oder auch summieren. Die Mittelparteiler haben zu überlegen, welche Kombination ihnen die in den ersten Jahren des Reiches besessene Herrschaft wiederbringen könnte. Daß sie in einem aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgehenden Reichstage die Mehrheit nicht erlangen können, wenn sie auf allen Gebieten für

den obrigkeitlichen Zwang und gegen die individuelle Freiheit wirken, und wenn sie den untern Klassen die Anerkennung der Gleichberechtigung verweigern, das sieht ein Blinder. Wollen sie bei solchen Grundsätzen die Mehrheit erlangen, dann müssen sie durch einen Staatsstreich den untern Klassen ihr Wahlrecht verkürzen oder nehmen. Den Staatsstreich herbeizuführen, dürften aber die ewigen Kammerartikel nicht das geeignete Mittel sein, da man an der entscheidenden Stelle wahrscheinlich weder Zeit noch Lust hat, sie zu lesen. Was freilich aus dem Reiche werden wird, wenn ihm die unbemittelte Mehrheit des Volkes mit denselben Gefühlen gegenübersteht wie jetzt den Regierungen von Preußen und Sachsen, wenn sich das Kaisertum, wie Professor Delbrück im neuesten Hefte seiner Zeitschrift schreibt, mit der großen Mehrheit des Volkes in einen dauernden, unausgleichbaren Zwiespalt versetzt, das ist die andre Frage. Außerdem werden dann die Herren in der Notabelversammlung, die sie an die Stelle der Volksvertretung setzen möchten, mit der Kreuzzeitungspartei um die Herrschaft zu ringen haben.

Bei der Entscheidung für die reaktionäre Strömung in den Wirtschaftsfragen glauben nun allerdings die Mittelparteiler den klügsten Teil erwählt zu haben, weil ja diese Strömung gerade von den Massen getragen zu werden scheint. Indes ist das doch eben nur Schein, und ein Schein, der nicht mehr lange vorhalten wird. Der Antisemitismus ist in der Auflösung begriffen. Die Zünftler machen zwar immer noch das größte Geschrei im Handwerkerstande, aber sie bilden auch immer noch nur einen kleinen Teil dieses Standes. Der Bund der Landwirte endlich ist mit seinem Latein zu Ende. Zwar werden seine Blätter und seine Wanderredner noch einige Zeit fortfahren, den Bauern mit der Berechnung der Vorteile, die ihnen das Getreidemonopol und die Doppelwährung bringen würden, den Kopf schwindlig zu machen, aber da sich die beiden „großen“ Mittel nun einmal nicht durchsetzen lassen, so werden es die Bauern, nüchtern wie sie sind, bald satt bekommen, sich mit Luftschlößern unterhalten zu lassen. Seit der Erklärung, die die englische Regierung am 17. März im Unterhause abgegeben hat, und die das Wort der Grenzboten in Nr. 11, S. 505 bestätigt, daß in England sieben bimetalistische Minister noch lange kein bimetalistisches Ministerium bedeuten, seit dieser Erklärung ist der Bimetallismus endgiltig aus der Reihe der politischen Fragen in das Reich der Phantasien versetzt. Fünfzehn Jahre lang ist Herr von Kardorff mit seiner Silberrede, die er bei jeder passenden und bei jeder unpassenden Gelegenheit losließ, der Schrecken des Reichstags gewesen, aber in der Sitzung vom 23. März hat er keine gehalten, obgleich sich der Abgeordnete Barth das böshafte Vergnügen machte, die Währungsfrage anzuschneiden, sondern mit Betrübnis zugestanden, daß es „vorläufig“ nichts sei.

Nicht allein verlieren die Schlagwörter des Bundes ihre Zugkraft, sondern die Opposition der Landwirte gegen ihn wird immer stärker. Die vereinzelt Stimmen tüchtiger Landwirte, die sich, da ihnen die Spalten der konservativen Blätter verschlossen blieben, in freisinnigen äußern mußten, wurden wie so manche gegen den Bund gerichtete Erklärung pommerscher Vereine totgeschwiegen; die Opposition der Landwirte Westfalens und der Rheinprovinz wurde als ein Werk der Zentrumsparthei abgethan. Jetzt wird aber eine Stimme laut, die man nicht wird überhören können, und mit der die Zentrumsparthei nichts zu schaffen hat. Herr Dettweiler in Laubenheim, der dem Vorstande des Landesauschusses der hessischen landwirtschaftlichen Vereine und dem Verbandsvorstande der hessischen landwirtschaftlichen Genossenschaften angehört, berichtet in der Zeitschrift der hessischen landwirtschaftlichen Vereine über die Lage der deutschen Landwirtschaft, kritisiert dabei



in jenen Gegenden möglich gemacht haben, in andern Gegenden, wo sie nicht vorhanden sind, auch nicht künstlich schaffen lassen. Ebenso ungefährlich ist das drohende Börsengesetz (ungefährlich für den Verkehr im ganzen; was freilich die Bankiers anlangt, so behaupten alle Kenner, daß die Kleinern unter ihnen zu Grunde gehen werden; aber Bankiers werden ja nicht zu dem des Schutzes würdigen Getier gerechnet). Gelingt es, das Börsenspiel zu unterdrücken, ohne den Handelsverkehr zu schädigen, so wird niemand Schaden davon haben, als einige gewerbsmäßige Spieler; ob das freilich den Leuten, die nicht alle werden, etwas nutzen wird, das ist noch die Frage, denn die schlechterdings ihr Geld loswerden wollen, finden auch nach Unterdrückung aller öffentlichen Spielgelegenheiten immer noch Mittel und Wege; die Landwirte aber werden sich dann überzeugen, einen wie geringen Einfluß das Differenzspiel auf die Preisbildung geübt hat. Wird dagegen der reelle Terminhandel unterdrückt, so werden die Landwirte die ersten sein, seine Wiederherstellung zu fordern.

Der Militäretat im Reichstage. Die Arena, in der der Reichsbote sein Roß am wirksamsten vor den dankbaren Wählern tummelt, ist der Militäretat. Für unser Heer hat, dank der allgemeinen Wehrpflicht, jeder — Mann, Frau und, freilich zuweilen aus andern Gründen, auch die Jungfrau aller Stände — ein Herz. Das ist gewiß schön und anerkennenswert. Aber Herzensangelegenheiten führen auch zuweilen auf Abwege, und dazu gehören bei der Beratung des Militäretats die endlosen Verhandlungen über längst erledigte und darum für unser Heer eigentlich völlig gegenstandslose Dinge, wie die Mißhandlung der Untergebenen und die Verpflegung unsrer Mannschaften.

Wenn man den Abgeordneten Bebel alljährlich beim Militäretat hört, sollte man glauben, in unserm Heere regiere der Stock und die neunschwänzige Rabe. Das Ausland glaubt es auch. Und doch giebt es in Europa kein Heerwesen, wo mit mildern Mitteln die Erziehung des Mannes zum Gehorsam und zu der so nötigen Pünktlichkeit erstrebt und bewirkt würde. Dagegen zeichnen sich die Fremdenlegionen Frankreichs, die sich so vielfach aus Deutschen rekrutiren, die das an der Grenze Elsaß-Lothringens betriebne Vangemachen vor der deutschen Disziplin in die Fremde treibt, durch eine Behandlung ihrer Leute aus, die alles übertrifft, was an Soldatenmißhandlung geleistet wird. Die bei uns bestehenden gesetzlichen Bestimmungen über Bestrafung von Mißhandlungen sind bekannt. Jedermann weiß, daß sich der Kaiser alljährlich Verzeichnisse vorlegen läßt, in denen sämtliche wegen Mißhandlung vorgekommene Bestrafungen aufgeführt sind. Ebenso bekannt ist, daß Offiziere, und zwar auch solche in höhern Graden, die den Mißhandlungen nicht energisch entgentreten, ausscheiden müssen, daß mancher brave Unteroffizier, dem es noch kurz zuvor, ehe er die Frucht seiner Dienstzeit in Gestalt einer guten Zivilversorgung einheimen kann, das langersehnte Ziel verfehlt, weil er sich hat hinreißen lassen, sich an einem halsstarrigen Untergebenen thätlich zu vergreifen, daß auf vielen Militärereitbahnen niemals mit der Bahnpeitsche in der Hand instruiert werden darf, daß es viele Regimenter streng verbieten, daß der Unteroffizier, wenn er einen Trupp ohne Beisein eines Offiziers exerzirt, den Säbel zieht, nur um ihn vor Handlungen zu behüten, die den Mannschaften und noch mehr ihm selbst verhängnisvoll werden können. Das alles sind Thatsachen, die Herr Bebel ebenso gut weiß wie der Kriegsminister. Herr Bebel hat auch wiederholt erfahren, daß die Fälle, die er vorgebracht hat, ehrlich und gewissenhaft untersucht und erledigt wurden. Trotzdem langweilt er seine Zuhörerschaft im Reichstage jedes Jahr mit

derselben Rede. Es ist wirklich zu verwundern, daß sich das der Reichstag gefallen läßt, und daß Herrn Bebel und Konforten auch nicht ein Reichsbote einmal sagt: „Schicken Sie Ihre Klagen mit dem nötigen Aktenmaterial an die zuständige Behörde ein, und teilen Sie uns dann nur die Fälle mit, die nicht ordnungsmäßig ihre Sühne gefunden haben.“ Die Zeitverschwendung, die mit diesen Dingen im Reichstage getrieben wird, ist unverantwortlich. Daß es bei der Einübung von Leuten zu gemeinsamer Thätigkeit in Dingen, die den Einzelnen nach Zeit und Ort oft höchst unsympathisch sind, nicht wie in einer höhern Töchterchule hergehen kann, weiß jedes Kind. Man sehe doch nur, wie es manchen Lehrjungen im Handwerk ergeht, wie der Wirt seine Kellner, der Fuhrherr seine Stall- und Kutscherjungen schult. Und doch hört man aus diesen und andern ehrlichen Berufsarten nie, daß wegen einer Ohrfeige sich der, der sie bekommen hat, beschwert, oder der Geber sich aus Angst vor Strafe totschießt, wie es kürzlich traurigerweise ein Sergeant gethan hat. Den besten Beweis für das Verhältnis der Vorgesetzten zu den Untergebenen liefern wohl unsre Kriegervereine. Glaubt irgend ein vernünftiger Mensch, daß sich die ausgedienten Soldaten zu Vereinen zusammenthun würden, um die Erinnerung an ihre Dienstzeit wachzuhalten, wenn das Heer eine Anstalt wäre, wie man sie sich nach Bebel's und anderer Reden vorstellen müßte?

Das andre beliebte Kapitel einzelner Herren und Parteien im Reichstage bei Beratung des Militäretats ist die Sorge für den Mann, für den Soldaten. Vor fünfzig Jahren bekam der Soldat seine Löhnung und sein Brot. Von der Löhnung wurde ein kleiner Abzug gemacht. Dafür erhielt er ein gutes und ausreichendes warmes Mittagbrot, die sogenannte Menage, sonst nichts. Das Frühstück vor der Übung bestand in einem Stück Schwarzbrot, oder in einigen Brötchen mit Milch, hin und wieder auch in selbstbereitetem Kaffee oder aber auch einem Trunk Wasser; das Abendbrot bildete ein Stück kaltes Fleisch, Wurst und ein Stück Brot. Frühstück und Abendbrot kaufte der Soldat von seiner Löhnung. Nur wer von zu Hause eine kleine Zulage bekam, konnte sich aus den in der Umgebung der Kasernen gelegnen Wirtshäusern eine bessere Verpflegung leisten. Später führte man gemeinsam in den Menageküchen bereiteten Morgenkaffee oder eine Morgensuppe und eine sogenannte Abendmenage ein, natürlich alles unter Auflegung eines kleinen Abzugs von der Löhnung. Dazu kamen die Kantinen in den Kasernen, wo sich der Soldat für wenig Geld gute Getränke, Tabak, Cigarren usw. kaufen kann. Die beiden Hauptübelstände der Kantinen, daß sie den umliegenden kleinen Wirtschaften manche Einnahmen entzogen, und daß sie, soweit sie der Truppenteil in Selbstverwaltung nahm, für manchen Unteroffizier, der mit der Leitung und Rassenführung beauftragt war, zu einer Versuchung wurden, der er unterlag, sind ja nunmehr dadurch gehoben, daß die Kantinen an Zivilunternehmer verpachtet sind. Weshalb man da nun im Reichstage aus dem Kreise der Reichsboten noch warme Abendkost für den Soldaten beantragt, ist bei der thatsächlich gut und hinreichend vorhandnen Verpflegung des Soldaten unverständlich. Auch hier scheint hauptsächlich das Wohlwollen der Wähler das Ziel der Reden zu sein. Wenn der Reichstag der Heeresverwaltung etwas anbieten will, so möge er eine Erhöhung der Offiziergehalte anbieten. Aber da will keiner heran, mit Ausnahme etwa der Konservativen und der Nationalliberalen. Es ist doch Thatsache und kann durch Zahlen nachgewiesen werden, daß der Sekondeleutnant, auch ohne Luxusausgaben, mit seinem Gehalt nicht auskommen kann. Trotzdem nimmt man seine Dienste vom frühen Morgen bis zum Abend in Anspruch. Der Hauptmann zweiter Klasse thut genau denselben Dienst und hat dieselbe Stellung wie der Hauptmann erster Klasse,

er bekommt aber etwa 1500 Mark Jahresgehalt weniger. In Frankreich hat man sämtliche Hauptleute auf den Gehalt erster Klasse gesetzt und die zweite Klasse ganz eingehen lassen. Hier wäre ein Entgegenkommen des Reichstags am Platze, aber nicht bei der warmen Abendkost für junge Leute, die auch außerhalb des Heeres ihren Tag doch sehr oft ohne warme Abendkost beschließen. Und giebt es denn etwa in den Familien des Mittelstandes, des bessern Mittelstandes, ja selbst der wohlhabenden Leute warme Abendkost? Zu solchem Anspruch kommen doch die Leute nur durch das Kneipenleben.

Ein Denkmal Bachs für Leipzig. Nachdem die von Professor Hix in Leipzig unter Mitwirkung des Bildhauers Seffner angestellten Untersuchungen wohl unzweifelhaft ergeben haben, daß die Gebeine eines alten Mannes, die im Oktober 1894 auf dem alten Johannisfriedhofe in Leipzig nahe bei der von einer angeblichen Tradition als Bachs Grab bezeichneten Stelle gefunden worden sind, die Beine Johann Sebastian Bachs sind, hat der Kirchenvorstand der Johannis-Kirche beschlossen, die Überreste des großen Meisters in der neuerbauten Johannis-Kirche wieder beizusetzen und gleichzeitig in der Kirche ein Denkmal Bachs zu errichten. Man hat zu diesem Zwecke bereits vor dem Altarplatz ein Gruftgewölbe erbaut, worin außer Bachs Gebeinen auch die seines Zeitgenossen Gellert in Zukunft ihre Ruhestätte finden sollen. Das Denkmal Bachs aber soll an der einen Wand des Altarplatzes errichtet werden und zwar als Gegenstück zu dem Denkmal Gellerts, das in der alten, 1894 abgebrochenen Johannis-Kirche stand und, da es vortrefflich erhalten ist, in der neuen Kirche wieder aufgestellt werden soll.

Das Denkmal Gellerts, ein Werk des ehemaligen Leipziger Bildhauers Friedrich Samuel Schlegel, ist ebenfalls ein Wanddenkmal. In einem Buche über Leipzig vom Jahre 1799 wird es folgendermaßen beschrieben: „Auf einem Kragsteine von schwarzem Marmor ruhen zwei Figuren aus weißem Marmor gearbeitet, wovon die eine die Religion, die andre aber die Tugend vorstellt. Die Religion, verschleiert und knieend, mit ihrem Attribute, dem Kreuze im Arme, hält mit beiden Händen einen runden weißen Marmor, worauf ein Basrelief von gegossenem, im Feuer vergoldeten Metalle besetzt ist, welches Gellerts Bildnis vorstellt. Die sitzende Tugend hingegen hält zwar mit der einen Hand ebenfalls das Bildnis, nach dem sie traurig hinblickt, in der andern aber hat sie den für dasselbe bestimmten Kranz. Der Sinn dieser ganzen Darstellung ist mit wenig Worten ausgedrückt: die Religion übergiebt das Bildnis Gellerts der Tugend. Auf dem schwarzen Kragsteine ist nachstehende Inschrift angebracht: Christian Fürchtegott Gellert, diesem Lehrer und Beispiel der Tugend und Religion widmete dieses Denkmal eine Gesellschaft seiner Freunde und Zeitgenossen, welche von seinen Verdiensten Augenzeugen waren.“

Diesem Denkmal Gellerts soll das geplante Denkmal Bachs gegenübergestellt werden. Nach einer Skizze Seffners, der mit der Ausführung beauftragt worden ist, soll Bach an der Orgel stehend dargestellt werden, die eine Hand auf den Tasten ruhend, mit der andern den Gesang leitend. Die Mittel zu dem Denkmale werden gewiß in kurzer Zeit in Leipzig selbst aufgebracht werden. Dennoch sind dem Leipziger Denkmalkomitee zahlreiche hervorragende Musiker und Musikfreunde aus ganz Deutschland, ja selbst aus dem Auslande beigetreten, da wohl anzunehmen ist, daß es auch außerhalb Leipzigs manchem Freude machen wird, ein Scherflein zu dem Denkmal Bachs beizutragen; sind doch Bachs Schöpfungen erhaben über die Schranken der Nationen und der Konfessionen. Wenn Geld aus ganz Deutschland

und auch aus dem Auslande herbeiflöße, so würde das Denkmal auch in dieser Hinsicht recht zu einem Gegenstück von Gellerts Denkmal werden, denn auch zu diesem hat seiner Zeit das Ausland reichlich beigesteuert: auch Gellert hatte weit über Deutschlands Grenzen hinaus Verehrer. Es giebt von seinem Denkmal einen Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert, an den ein Blatt angebogen ist, worauf die Namen derer gedruckt stehen, die dazu beigesteuert haben. Das sind im ganzen 62 Personen; unter diesen sind aber nur 30 aus Leipzig und der nächsten Umgebung Leipzigs, die andern sind zum größten Teil aus dem Auslande, die meisten aus London (4), aus Livland (7) und aus — Warschau (16). Der Nachruhm hat freilich bei Gellert den umgekehrten Weg eingeschlagen als bei Bach. Von Gellert heißt es noch 1799 in der erwähnten Beschreibung Leipzigs, daß seine Asche „Königsgrüste weihen sollte“; heute kennen auch Gebildete oft kaum mehr von ihm als ein paar Gesangbuchlieder und Fabeln. Wie wenige wissen etwas davon, daß er zu den Klassikern der deutschen Prosa zählt und, wenn man sich nur um ihn kümmerte, auf unsre heutige Schriftsprache und ihren krankhaften Schwulst geradezu regenerirend wirken könnte! Bach steht heute wie ein Riese da, seitdem er durch Schumann und Mendelssohn zu neuem Leben erweckt worden ist. Bei seinen Lebzeiten hat niemand seine wahre Größe geahnt, auch die nicht, die ihn bewunderten, am wenigsten die, die ihm zunächst standen: die Leipziger. Man lese nur bei Spitta, wie in Leipziger Ratsitzungen über Bach gesprochen worden ist: wie über einen faulen, pflichtvergessenen kleinen Schulmeister.

Mancher würde es vielleicht lieber gesehen haben, die Gebeine Bachs wären an die Hauptstätte seiner Wirksamkeit, die Thomaskirche, abgegeben worden, und man hätte ihm dort ein Denkmal errichtet. Aber der Johanniskirche als der alten Gottesackerkirche Leipzigs gehören sie nun einmal an, und auf ein Denkmal Bachs hat die neue Kirche auch stilistisch einen bessern Anspruch als die Thomaskirche, denn sie ist eine Barockkirche, ist in den Bauformen gebaut, in denen man zu Bachs Zeiten baute, während die Thomaskirche bei ihrem letzten großen Umbau in den achtziger Jahren vollständig gotisirt und dabei aller Bau- und Schmuckteile entkleidet worden ist, die noch an Bachs Zeiten erinnerten.

Wer aus dem Leserkreise dieser Blätter sich gedrungen fühlen sollte, zu dem Denkmal Bachs einen Beitrag zu spenden, kann ihn an den Pfarrer der Johanniskirche in Leipzig, Herrn Pastor Tranzschel einsenden. Außerdem machen wir darauf aufmerksam, daß von der Büste, die der Bildhauer Seffner über den Schädel Bachs geformt hat, Gipsabgüsse zum Preise von 20 Mark in den Handel gebracht worden sind (vergl. das Inserat auf dem Umschlage dieses Heftes).

